

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.
(Fortsetzung.)

Sie sah das im Spiegel und blieb, ohne sich zu rühren, in der gleichen Haltung, sich ihm gleichsam preisgebend, in Wirklichkeit aber diesen rechten Moment passend, in dem er sich in ihre Gewalt gab.

Als sie vom Spiegel zurücktrat, mußte sie, daß sie diesen Mann hatte, daß er ihr nicht mehr entkam.

Er aber, ertappt, stand auf und ging mit hastigen Schritten durchs Zimmer, ohnmächtig und gar nicht einmal ernstlich an den Fesseln rüttelnd, die sie ihm angelegt hatte, — ohne Mühe, ohne sichtlichen Willen, nur dadurch, daß sie die war, die sein Schicksal werden mußte.

Sie hatte sich inzwischen eine neue Zigarette angezündet, deren Spitze in der Dunkelheit des Zimmers blaß ausblitzte, wenn sie einen ihrer tiefenzüge daran tat.

Und mit leisen Worten, so, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, begann sie wieder zu reden. Von Dingen, die dem Alltag entnommen waren, von Reisen, die sie gemacht hatte und noch machen würde, von Landschaften und von Menschen, und zuletzt, mit einem kaum merklichen Uebergang, auch von Herrn von Webenau, der ihr gefallen habe und den sie doch nie heiraten würde, weil er nicht mehr als ein guter Junge sei.

Und ganz dunkel deutete sie es an, daß es ihr Wunsch sei, eine zweite Ehe einzugehen, eine Ehe, die ihr keine Leidenschaft, dafür Ruhe brächte, mit einem Mann, den sie gern haben könnte, ohne ihn lieben zu müssen.

Da fielen ihm die Worte ein, die vor einigen Tagen Dora zu ihm gesagt hatte, und er tat nun die gleiche Frage, die damals an ihn gerichtet worden war: „Gibt es überhaupt jemanden, den Sie lieben?“

Er wunderte sich nicht darüber, daß sie diese Frage ebenso verneinte, wie er es damals getan hatte, und doch stöhnte er laut auf, so daß sie ihn fragte, was er habe.

„Nichts,“ antwortete er finster, um gleich darauf hinzuzufügen: „Doch, eins: ich möchte Sie etwas fragen. Zuvor aber möchte ich wissen, ob Sie auch einmal die Wahrheit sagen können.“

„Ich lüge niemals,“ sagte sie stolz, „das dürfen Sie mir glauben.“

„Ich möchte Sie fragen, ob Sie noch niemals die Sehnsucht empfunden haben, zu lieben, — zu lieben, nicht geliebt zu werden!“

„Jede Frau hat diese Sehnsucht,“ sagte sie einfach, „jede.“

„Nicht auch jeder Mann?“

„Ja, noch mehr jeder Mann, — jeder echte, — jeder starke Mann!“

Er verstiel in ein dumpfes Brüten. „Ich sehe, Sie verachten mich,“ sagte er nach einer Weile.

„Verachten Sie sich nicht selbst?“ fragte sie, und das klang weich, fast zärtlich.

Er ballte die Fäuste. „Sie haben recht. Ich tue es. Ich tue es in dieser Stunde.“

Sie tat, als habe sie nicht gehört, was er gesagt hatte. „Sie sind ein Mensch, der an sich verzweifelt,“ sagte sie in bestimmtem Ton, „wissen Sie das nicht? Für Sie gibt es nur ein Mittel, das Sie retten könnte, nur eines...“

„Welches?“ fragte er.

„Sie brauchen einen Menschen, der Sie hält, der Sie führt, — einen Menschen, dem Sie glauben, weil Sie unfähig sind, sich selber zu glauben... Einen solchen Menschen brauchen Sie. Er wäre Ihre Rettung.“

„Dummheit!“ wütete er. „Gehe ich nicht meinen Weg? Und bin ich ihn nicht mit Erfolg gegangen?“

„Jeder Mensch geht einen Weg, und die meisten Menschen gehen viele Wege, bald den, bald einen anderen. Es kommt aber darauf an, daß man nur einen Weg geht und daß man an diesen einen, nur an diesen einen, glaubt, denn nur dieser eine Weg ist der eigene... Wieviele Wege sind Sie schon gegangen?“

„Haben Sie sich noch nie geirrt?“ gab er ihr verbissen zurück.

„In dem, was ich wollte, nie — im Gegensatz zu Ihnen, der Sie sich nur in dem nicht irren, was Sie können... Und es ist gar nicht soviel, was Sie vermögen, denn beim ersten großen Widerstand werden Sie schwach. So zum Beispiel jetzt. Oder glauben Sie im Ernst, daß Sie mich bezwingen?“

„Ich werde es Ihnen beweisen,“ murmelte er.

Sie lachte. „Was können Sie tun?“

„Sie sind in meiner Hand,“ sagte er voll Rachsucht. „Es hängt nur von mir ab, ob Sie noch länger in Freiheit bleiben.“

„Der Brief?... Sie werden nie Gebrauch von ihm machen. Er hat nur solange Wert für Sie, als Sie ihn als Drohung gegen mich verwenden können. In dem Moment, da Sie Ihre Drohung wahr machten, wären Sie verloren!“

„Ich?“

„Sie, — da Sie in mir den einzigen Menschen verlieren würden, den Sie brauchen, weil er Sie retten kann...“

Seine Brust arbeitete so heftig, daß sein Atem zu hören war. Seine Pulse flogen. Und ein roter Schein legte sich ihm vor die Augen.

Nur mit Mühe brachte er die Worte heraus: „Und... Sie wollen — mich retten...?“

In ihrer Stimme zitterte ein verhaltener Triumph, und doch klang sie eher demütig als stolz und war nicht hart, vielmehr weich, von einer königlichen und sich doch anschwiegenden Weichheit. Sie sagte: „Bestehen Sie zuvor, daß Sie es nötig haben, gerettet zu werden, — von mir gerettet zu werden, von mir!“

Da brach es mit einem Male aus ihm hervor.

Er sprang auf, preßte die Hände gegen die Schläfen und

suchte vergebens eines krampfhaften Würgens in seiner Kehle Herr zu werden.

Ein großes Licht erhellte plötzlich seine Seele. Und eine Stimme rief ihm zu: Nun weißt du, wer du bist, nun hast du dich gefunden, — der du dich nie verloren hattest!

Er stöhnte.

Gott, war all die Kraft des letzten Jahres nutzlos ver-
tan, stand er nun wieder dort, wo er vor Jahren gestanden
hatte, damals, als er sich voll Blindheit und Schwäche zu
einer Tat entschlossen hatte, die auch nur ein Versuch ge-
blieben war, — ein stümperhafter, lächerlicher, tragikom-
ischer Versuch?

Er suchte im Finstern ihre Hand und bebt, als er sie
gefunden hatte, so heftig, daß sie Mitleid mit ihm fühlte, ein
Mitleid, das so warm war, daß seine Wärme auf ihn über-
ging.

„Sie haben recht,“ stammelte er, „ich brauche jemanden,
... aber ich brauche nur einen Menschen, ... nur Sie!“

„Nur mich?“

„Nur Sie! Denn ich liebe Sie! Und ich weiß nicht, was
von meinem Leben übrig bleibt, wenn Sie mich ver-
schmähen.“

Ihre Worte streichelten ihn sanft. „Wollen Sie sich
mir ganz und vorbehaltlos übergeben?“

„Vorbehaltlos und ganz, wenn — — — Nein, ohne jede
Bedingung. Vorbehaltlos und ganz!“

„Und der Brief?“ fragte sie.

Er ließ ihre Hand fahren, wie ein Geschenk, von dem er
einsah, daß er es nicht verdiente, und das er zurückgab. „Ich
habe gelogen,“ gestand er ihr, gleichsam glücklich darüber,
daß er ihr zeigen konnte, zu welchen Mitteln er in seiner
Schwäche gegriffen hatte, „es gibt keinen Brief, den Sie
fürchten müßten. Nein.“

„Sie sagen die Wahrheit?“

„Ich könnte Sie nicht belügen,“ flüsterte er, „ich könnte
es nicht, — nie, nie mehr!“

Er lag vor ihr auf den Knien, und sie strich leise über
sein Haar hin. „Sie armer Mann,“ sagte sie.

„Ja, ich bin arm,“ gestand er ihr, „in dieser Stunde ist
mir das klar geworden, — in dieser einen Stunde!“

„Und der andere, ... Ihr Freund, ... Ihr Bruder im
Gefängnis —?“

Er erschauerte. Zugleich aber ballte sich ein Gefühl der
Verbissenheit und Wut in ihm zusammen, gegen jenen
Mann im Gefängnis, der, wie er mit einem Male sah, gar
keine Ursache hatte, sich zu empören, der in Wahrheit nur
die Fingern einer Dankbarkeit abtrug, die er einem Menschen
schuldete, der ihm mehr geschenkt hatte, als er, der nun
Wäsende, hatte verlangen können.

„Ich sehe es jetzt anders,“ sagte er gepreßt, „ganz
anders.“

„Wie sehen Sie es?“ fragte sie.

Er griff mit beiden Händen in die Luft, wie um eine
Gestalt festzuhalten, die seiner Phantasie vorschwebte. „Sie
sind es wert,“ rief er aus, „Sie sind des Opfers wert, das
man um Sie bringt, — ja, jedes Opfers!“

Er suchte nach Worten, und sie wollten sich nur schwer
finden lassen, er mußte um sie kämpfen. Seine Gedanken
waren noch verworren, und er brauchte, um sie zu ordnen,
Zeit.

Doch dann brachte er allmählich Ordnung in sie. Er
wandte sie nach allen Seiten, prüfte sie und setzte sie zu
jenem Bild zusammen, das er jetzt brauchte.

Das Bild zeigte sie, doch es hatte jetzt andere Farben
und es stand in einer anderen Beleuchtung, helles Licht fiel
darauf, während es früher in gewollte Dunkelheit eingehüllt
gewesen war.

Vor diesem Bilde kniete er nieder, um es anzubeten.
Er war sein Sklave.

Und in der tiefen Finsternis, die um sie beide war,
wurde es ihr jetzt auch leicht, ihm von der Zeit zu erzählen,
da das Gräßliche jenes Herbstnachmittages geschehen war.

Es war kein Mord gewesen, nein, nicht einmal ein Tot-
schlag, nur ein Zufall, — ein Zufall freilich, von dem sich
bäume Fäden nach einem Willen hingen, der schon vor der
Tat dagewesen war, der vielleicht, ohne es selbst mehr als
dummpf zu fühlen, den Zufall herbeigeführt hatte, — nicht
durch Taten, nur durch Gedanken, die wiederum auch nur
kaum halb ausgesprochen worden waren, — in jener Art,
wie oft Schlimmes in uns reißt, ohne daß wir es merken,

so daß wir, wenn wir seine Früchte sehen, überrascht und
verzweifelt sind und auf das tödlichste erschrecken.

„Wer kann behaupten, daß ich Schuld habe,“ sagte sie,
„wo ich doch kaum wußte, daß es außer der meines Mannes
noch eine Schuld gab? Als es geschehen war, da lähmte
mich nur bleiches Entsetzen, denn ich konnte mir sagen, daß
ich es wohl traumhaft erhofft hatte, ... so wie wir oft von
Dingen träumen, von denen wir mit Bestimmtheit wissen,
daß sie sich nie ereignen werden. ... daß ich es aber nie
bemüht gewollt hatte. ... Und doch war es über Nacht ge-
kommen. Es war ein furchtbares Erwachen.“

Dann sprach sie, nach einem Aufatmen, mit dem sie die
Erinnerung an dies brutal Gewalttame von sich abschüt-
telte, von Behrens, und in ihre Stimme kam ein milder Ton,
ein Ton der Dankbarkeit, die in ihr nachzitterte, und die
doch nicht so stark wie ihr Lebenswille war, der sich nicht
länger mit etwas verketteten wollte, das vorbei, das für alle
Zeiten in ihr ausgestrichen war.

„Wir Frauen,“ sagte sie, „können nur leben und ge-
deihen, wenn uns Bärtlichkeit und Liebe umhüllen, die all
unser Böses verdecken, die es ersticken, so daß es nicht wachsen
kann. ... Es war eine Torheit von mir, daß ich mir einen
Menschen aufdrängen ließ, wie es mein Gatte war. Er
alterte und weidete mir deshalb meine Jugend, in der er
seinen Feind witterte und die er erdroffeln wollte, obwohl sie
doch mächtig genug war, sein eigenes Leben zu zerbrechen.
Es war ein Kampf zwischen uns, der auf Tod und Leben
ging und in den dann der andere eingriff, der so sehr Mann,
der so stark war, daß ihn sein Alter nicht hinderte, sich vor
meiner Jugend zu beugen. ... Wenn ich ihn auch nicht liebte,
so wärmte ich mich doch an der Liebe, die mir aus seinem
Herzen in lichten Flammen entgegenstrahlte, denn ich fror in
jener Zeit, die niemals Sonne für mich hatte. ... Das ist jetzt
vorbei. Ich bin frei und reich und ich fühle, daß ich noch
jung bin. Ich habe alle Erinnerungen an die Vergangenheit
in mir ausgemerzt, sie drücken mich nicht mehr und ich
fürchte mich vor keinen Schatten. ... Ich will leben, denn
ich bin jung und stark!“

In diesen ihren Worten entzündete sich auch seine Phan-
tasie, und er erzählte ihr, was er selbst noch vom Leben er-
wartete. Die tiefe Stille im Zimmer erschien ihm wie der
weiche, endlose Raum eines nächtlichen Traumes vom Glück.
Alles Unwahrscheinliche blühte hier zur Selbstverständlich-
keit auf, alle Enge und Schwere war aufgehoben, das Aben-
teuerliche bekam den Zug des Natürlichen und Wahren.

Er beichtete ihr von seiner Sehnsucht, reich zu werden, so
reich und mächtig, daß es dann nur eine wie automatische
Folge und Selbstverständlichkeit war, wenn er sich aus der
dürftigen Zusammengehörigkeit der plumpen Masse löste,
sich über sie erhob, sie nach Guldäulen lenkte und gebrauchte,
als ein Halbgott, der nur sich selber verantwortlich war.

Der Anfang war gemacht, er stand auf einem Grund,
der schon so fest war, daß er es wagen durfte, ein kühnes Ge-
bäude darauf zu errichten, ein Gebäude, das himmelwärts
strebte und das alles andere überragte. Er sei nicht furcht-
sam, denn er fühle, wie er mit seinem Ziel wachse, das ihn
nur um so stärker machte, je höher er es hinaufschraubte.

„Aber ich bleibe doch arm,“ sagte er, „und mein Leben
wird zwecklos, wenn Sie mir nicht die Hand geben, um mich
zu führen!“

Er war an der Glut seiner eigenen Worte entbrannt und
spürte, wie das Feuer, das in ihm aufschloß, auch auf sie
übergriff, wie es auch sie in Flammen setzte, die mir darauf
wartete, zu brennen, in der, wie in ihm, der Wunsch war,
alles Alte, Unzulängliche und Kleine von diesem Feuer ver-
zehren zu lassen, das zugleich den Willen nach Neuem und
Starkem härtete.

Er trat hinter sie, legte leicht seine Lippen auf ihr Haar
und bettelte: „Wollen Sie mir helfen?“

Sie zögerte erst lange, zu antworten, doch dann fragte
sie: „Was schlagen Sie mir vor?“ Sie dubitierte dabei seine
kaum wahrnehmbare Lieblosung, sie berührte sie sogar an-
genehm, denn es entging ihr nicht, wie alles in ihm dahin
drängte, sich ihr zu schenken.

„Ich schlage Ihnen vor, mich zum Mann zu nehmen,“
sagte er, wobei sich seine Lippen seltsam verzerrten, in einem
Schmerz, dessen Süße seinem Blut den Lauf hemmte. „Das
schlage ich Ihnen vor, — nein, darum bitte ich Sie!“

„Erhoffen Sie sich viel davon?“ fragte sie.
„Alles erhoffe ich mir davon,“ antwortete er behutsam,

so, als müsse er jedes einzelne Wort, das er sage, erst wägen, „alles. Sagten Sie vorher nicht selbst, daß Sie die seien, die ich brauche? ... Und ich? Werde ich Ihnen nie etwas bedeuten? Berachten Sie mich noch?“

Sie hob die Arme und legte sie von rückwärts auf seine Schultern, ihn so tiefer zu sich herabziehend. „Rein,“ sagte sie, „ich verachte Sie nicht.“ (Fortsetzung folgt.)

Zum neuen Jahre 1918.

Von Alexander v. Gleichen-Ruhwurm.

Am der Spitze dieses Jahres stehen ein Dank und ein Wunsch. Im ersteren ist ein Rückblick, im anderen der Ausblick enthalten. Bei Betrachtungen, wie sie sonst üblich und nutzbringend waren, zur Kritik des Gezeigten und einem Programm für die Zukunft fehlen Stimmung und Zeit. Und trotzdem steht für jeden, der zwischen den Zeilen liest, etwas davon im Dank und im Wunsch.

Wohin wir blicken, sollen wir Dank. Im Gebet erhebt der Fromme die Blicke zum Himmel und dankt für das Walten der Vorsehung, voll Ehrfurcht streckt die Heimat ihre Hände zum Dank nach der Front: „Ihr habt uns beschützt,“ und schier andachtsvoll sieht der Krieger auf Oester, Weiss und Hind. Auch er dankt mit dem schlichten Wort: „Ihr habt geschafft.“ Es sind Tage vergangen, in denen jeder jedem etwas voll Mitterkeit vorzuwerfen suchte, es leuchtete heute ein junges Jahr heraus, zu dessen Beginn jeder jedem entgegengetrete, offenen Herzens mit dem Bekenntnis der Dankesschuld. Nun wir das, so sehen wir uns ganz anders an und nehmen den politischen und wirtschaftlichen Kampf nicht mehr neidbeseelt auf, sondern im Gefühl, einen Wettkampf für das allgemeine Beste zu beginnen, wenn auch der eigene Vorteil voraussehen soll. So kommen wir zu dem Wahlspruch: „Leben und leben lassen!“

Hier setzt mein Wunsch ein. Mögen alle, die etwas zu sagen haben, und alle, deren Einfluß über die eigene Person hinausreicht, sich diesen Wahlspruch stets vergegenwärtigen: Leben und leben lassen. Dann wird die drückende Atmosphäre weichen, der alles vergiftende Neid fällt ab, wird dadurch erleichtert sich die Sorgenlast, die wir schleppten, um ein gewaltiges Gewicht. Wer seine Handlungen nach diesem Grundlag richtet, hat weder Zeit noch Lust, nur aus Schadenfreude oder nur von der Wonne des Verbietens beseelt, kreuz und quer Anordnungen zu treffen, damit etwas befohlen wird. Er gönnt jedem sein Leben, solange es verläuft, ohne offenkundigen Schaden nach außen anzurichten. Damit kommen wir auf das freie Spiel der Kräfte, wie es vor dem Krieg stattfand und nach dem Krieg so schnell als möglich wieder eintreten muß.

Wir wollen in diesem Neujahrswunsch keine Prophezeiung verflechten. Solche Gedanken sprünge haben sich meist als trügerisch erwiesen, weil der Prophet aus seinem Reitzpferd „Hoffnung“ in das Neuland galoppierte. Wenn wir uns vornehmen, wo es immer geht, unser eigenes Leben frei zu führen, den Augenblick klug auszunützen, aber auch nicht Dast und Liebe den Nachbarn nach seinem Passon selig werden zu lassen, können wir das Träumen und Spiritisieren von einer besseren Zukunft aufgeben, dafür aber die Gegenwart mit Resignation oder Humor, friedfertig oder kampfbereit, je nach Temperament und Geschick hinnehmen. Ruhe und Fassung in jeder Lage, sonst aber Heiterkeit im Wesen, läßt das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechsel der Ereignisse.

Ohne Humor kommen wir nicht mehr durch. Und gerade in erster Zeit, in schweren Tagen, wie sie verantwortungsvoll und drückend wohl kaum einer Generation vor uns in ihrer Gesamtheit zuteil geworden sind, sei es erlaubt, mit einigen Worten auf den Segen des Humors hinzuweisen. Humor liegt wie eine Perle in der Tiefe der Ereignisse, er ist nicht mit dem Wisz zu vergleichen, dessen Schaum nur die Oberfläche kränzelt, ein Philosoph nannte ihn „Ein sidnecken mit dem Ernst des Lebens“. Wer aber zu neder beginnt, hat überwinden, seine Seele gleitet über die Abgründe und steht über dem Leid. Der Humor stammt nicht aus Verzweiflung, er ist eine Gabe des Herzens. Die einfachste Mahlzeit würzt solche Gabe, den rauhesten Weg und die längste Straßensfede.

Aber es giebt doch Dinge, wo jeder Humor ein Ende hat, höre ich sagen. Gewiß, doch diese Dinge kommen nicht an uns heran, wenn der Staat und wir uns alle, mit denen wir zu tun haben, den Grundlag verfesten: Leben und leben lassen. Darauf kommt es an und deshalb stelle ich dies alte Wort an die Spitze der diesjährigen Neujahrsbetrachtung.

Gegensätze, die sich schmerzhaft vor und aufgetan, verschwunden, Front und Heimat erscheinen nicht mehr als getrennte Welten, Stadt und Land nicht mehr als Gegensatz, die geistige Arbeit nicht mehr im Streit mit der Körperlichen, und jeder tut das, wozu er geeignet ist, zum allgemeinen Besten. Vier sehe ich den zweiten Teil meines Wunsches an, der dahin geht, daß in diesem Jahre jeder wieder zu der Arbeit gelangt, die er gewählt hat, weil sie seinen Fähigkeiten entspricht. Mit diesem Wort ist wohl alles gesagt und das unter eine gemeinsame Formel gebracht, was jeder für sich ein wenig anders ausdrücken mag. Damit ich recht verstanden werde, stelle ich dem Neujahrswunsch einen Vers von Heinrich von Kleist zur Seite:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche leimt
Des Glückes schöne Blütenfranze auf.

Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Enttag sich selbst bereiten
Und Daten in die offenen Furchen streuen.

Für die kommenden Monate läßt sich eine bessere Mahnung Kraverlich finden. Was uns das Schicksal auch bieten wird, eigenes Tun, eigene Arbeit und eigene Mühe sind für jeden unter allen Umständen Gebot. Ueberall wird von Neuordnung gesprochen, aber erst ist die Ordnung nötig, und Ordnung braucht Arbeit, wo und wer sie auch schafft; wo geordnet wird, gibt's keine Müßiggänger, aber auch keine Leute, die alles angeben und machen wollen, „Schaffsthuber“, wie der süddeutsche Ausdruck sie nennt. Auch bei der Arbeit des Ordnen und Neuordnen darf kein Beteiligter den Spruch vergessen: „Leben und leben lassen.“

Das Uebermaß allen Geschehens hat uns in den letzten Jahren mehr auf uns zurückgeführt und dem ersten Buch eine widrigere Stellung im Alltag als früher gegeben. Da trat auch Goethes allumfassende Persönlichkeit wieder mehr in den Gesichtskreis und das Leben des Dichters bot mancherlei Vergleich mit dem Leben heutiger Menschen. Da sehen wir, daß Goethe trotz des Widerspruches verschiedener Verläden und Bedanten Minister wurde, ohne die Stufenleiter der unteren Posten und Bischen durchlaufen zu haben. Großzügig und weitherzig schrieb Karl August über diesen Fall an einen, der ihm Vorschläge machte: „Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde von unten auf zu dienen aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen.“ Nach Karl Augusts Beispiel an maßgebenden Stellen zu verfahren, sei dieser als Neujahrswunsch aufgeschrieben, wenn er auch nicht immer ein Goethe sein muß, dem der rechte Platz also ohne Neid und Müßiggang zuteil würde. Auch hier sollte es in Zukunft heißen: Leben und leben lassen! Dann kann es auf politischem, sozialem und gesellschaftlichem Gebiet in Zukunft nicht fehlen.

Aus der Enge hinaus in die Weite bringe der Blick, das Herz öffne sich. Dank und Wunsch schließen sich zu ein Gefühl, in ein Wollen zusammen — und jeder Mut durchbringt alle, den Zeit ohne Furcht ins Auge zu sehen. Als Stammbuchvers sei dem neuen Jahr der Bierzeiler geweiht:

Damit du geben, sollst du geben;
Doch du nimmst auch, bringe Dank.
Willst du leben, lasse leben
Dann begräbt du Streit und Pant.

Silvesternacht.

Von Do Bergmann.

Uebersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Es war eine furchtbare Kälte.

Die Ebene lag wie eine endlose weiße Platte da, vom Winde poliert. Ein Schlitten fuhr über den Weg, es knirschte unter den Rufen, und die kleinen, mageren, zottigen Pferdchen waren vom Reifrost eingepfählt, wie von erfrorenem Seifen-schaum. Der Bauer war in seinen Schafpelz gewickelt, man hätte seinen Bart abbrechen können. Dahinter sah der heilige Petrus und blickte zu den Sternen auf.

„So, von hier unten nimmt es sich besser aus,“ sagte er.

Er glich einem alten russischen Muskat, halb blind und vergeßlich. Aber es war nicht so schlimm mit ihm bestellt. Allerdings hatte er seinen Platz im Himmelreich aufgegeben, aber wie die meisten anderen Hausmeister hatte er sich ein schönes Stück Geld zurückgelegt und kam jetzt wieder auf die Erde herunter, um mit den Menschen zu plaudern. Er plauderte gern. Und auf seine alten Tage war er ganz anders geworden. Das war nicht mehr der junge Petrus, der lösen und binden konnte, Schmeine und Felsen. Sein Amt an der Himmelstür hatte ihm Gelegenheit zum Nachdenken gegeben; und es war ihm gegangen, wie es eben mandmal geht: er war auf seine alten Tage freijünnig geworden und damit milder von Stimmung. Früher hatte er nicht mit sich reden lassen; er hatte dem Unwürdigen die Türe gerade vor der Nase zugeschlagen, da hatte kein Bitten und kein Weinen geholfen, die Gerechtigkeit mußte ihren Lauf nehmen.

Aber jetzt war es anders. Er war alt und gedächtnisschwach geworden und erinnerte sich nicht mehr so genau an den Unterschied zwischen Recht und Unrecht — worüber er in seiner Jugend so gut Bescheid wußte. Die Bergeltungstheorie, die doch die Staatsverfassung des Himmels ist, begann ihm ins Wanken zu geraten; und da sah er ein, daß es für ihn Zeit war zu gehen. Unser Herrgott mochte sich nach einem anderen Förstner und Premierminister umsehen.

Eine alte Jugendliebe zog ihn zur Erde, und jetzt sah er also hinten auf einem Schlitten und fuhr über die große weiße Ebene, über sich lauter Sterne. Und es war in der letzten Nacht des Jahres, wo die Erde ihren Lauf verlangsamt und im Weltraum stillsteht, während der Zwölftag hinausdröhnt.

Es mochte jetzt gegen zehn Uhr sein. Der Bauer hielt an und drehte sich im Schlitten um; er hatte eine Flasche aus der Brusttasche gezogen.

„Trunk ein,“ sagte er zum heiligen Petrus.

„Danke,“ antwortete dieser, indem er schluckte.

„Man muß wohl das alte Jahr hinnerwippen.“

„La funfete es in den kleinen feuchten Kenglein des heiligen Petrus auf, aber er nickte nur, so gut er konnte, mit seinem heißen Naden.“

Beim Stadtor verließ er den Bauer mit vielen Dankfugungen und einem christlichen Handgeld und begab sich in die Stadt. Es war hier nicht ganz so kalt wie draußen auf dem Lande; und die Häuser schmiegen sich aneinander und wärmten sich wie Menschen daran, daß sie nicht allein waren. Aus den Fenstern strömte Licht. Die Straßen waren beinahe leer. Was draußen war, das ließ oder stand und stampfte in Strohschuhen an Haltestellen und vor den Toren, wo die Wagen warteten. Wenn die Tür zu einem Restaurant aufging, dann drang die Wärme wie weißer Rauch heraus, und es roch nach Speisen und Weiniden.

Der heilige Petrus bekam Hunger und stieg in einen Keller hinab, wo Leute an Holzstücken mit Wachsleinwand saßen und eine riesenhafte Frauensperson hinter einem Zinkisch stand und Portionen ausreichte.

Der heilige Petrus bekam Suppe und Fleisch und aß, während er seinen Nachbarn zuhörte — einem großen Mann mit Stiernaden und Schenken wie Vederstreifen, und einem kleinen, ausgepreschten Männchen, dessen unreiner Teint und sanfte, kurzichtige Augen den philosophischen Schuhmacher verrieten.

„Du hast dich nicht schon gegen mich benommen, Jode, nein, das hast du nicht, aber wir wollen doch Freunde sein, denn jetzt ist das Jahr zu Ende und . . .“

„Streuand drauf, Schäufel!“

„Und siehst du, das neue Jahr ist gewissermaßen etwas Reines . . .“

„Sollst leben, Schäufel!“

„Und da soll man vergessen, weißt du!“

Der heilige Petrus war wieder auf der Straße. Die Gassen lagen noch leerer da, die Kälte hatte zugenommen, die Sterne zitterten und blinzelten. Es ging gegen zwölf. Der alte himmlische Pförtner schlenderte einam und verlassen Gasse auf, Gasse ab, und er begegnete nur einem Hund, der sich an ihm rieb und mit ihm ging. In einem Hause waren im Erdgeschöß die Montcaus nicht herabgelassen, und der heilige Petrus sah in ein erleuchtetes Zimmer, wo eine Familie um den Abendisch versammelt war: Vater und Mutter und Kinder und Freunde; alle starrten auf ein Zifferblatt, auf dem ein Zeiger langsam zum höchsten Punkte kroch, und der Familienvater stand da, fertig mit seiner Rede auf das neue Jahr.

Nun fiel der erste Schlag von einem Kirchturm. Andere antworteten. Der ganze Raum erklang. Der Mann mit der fertigen Rede begann die Lippen zu bewegen, und der heilige Petrus beachte die Worte nicht zu hören, um sie zu verstehen.

In diesem Augenblick sah alles vorwärts, alles, was leben wollte. Das Vergangene war ausgelöscht. Der heilige Petrus dachte an den Trunk des Bauern, der das alte Jahr hinabwippen sollte, und er sagte zu sich selbst, daß es dieser Trunk ist, an dem die ganze Menschheit sich wärmt, um Mut zu fassen, den Weg über die große, weiße Ebene weiterzugehen, wo die Kälte so furchtbar ist. Wenn wir nicht vergessen könnten, könnten wir nicht leben. Das Vergessen ist der große Erhalter des Lebens.

„Das ist das Beste, was du ihnen gegeben hast, Herr,“ murmelte der heilige Petrus und wanderte weiter, vorbei an erleuchteten Wohnhäusern, wo die Menschen damit beschäftigt waren, sich selbst hinteres Licht zu führen.

Die Nacht war groß und hoch. Ein Polizeimann betrachtete den einsamen Wanderer mit schläfrigem Mißtrauen.

Büchertisch.

— „Tapfer und Treu“ Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI. Historischer Roman in 2 Bänden von Joseph Spillmann S. 3., 5 Mark, geb. in Original-Leinwandband 7 Mark, Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. — Als spannend geschriebenes Werk eines Geschichtsforschers und Dichters zugleich, ist es von Vegetationsfähigkeit und Warmherzigkeit getragen.

— Die bei Belhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erscheinende Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“ hat schon eine Reihe sehr guter Quellen-schriften zur Geschichte des großen Ringens unserer Tage gebracht. Der neueste Band mit dem Titel „Um Miga und Desel“ aus der Feder des bekannten Kriegsberichterstatters Rolf Brandt ist ein Erinnerungsbuch an unser letztes gegen die rechte Flanke der russischen Front gerichtetes ruhmreiches Unternehmen, das in mühseligstem Zusammenarbeiten von Meer und Flotte die alte deutsche Stadt Miga und die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln in unseren Besitz brachte.

— Die „Fliegenden Blätter“ (Verlag Braun und Schneider, München) haben in dem eben abschließenden Halbjahr — wie während des ganzen Krieges — erneut die gesunde und sieghafte Kraft des deutschen Humors bewiesen, der bis zur letzten

Stunde des Beltragens tapfer mit durchhält und sich bewußt ist, daß ihm gerade jetzt eine besondere Aufgabe für Feld und Heimat obliegt: Die Herzen froh zu erhalten und nach den Anstrengungen und Sorgen schwerer Pflichterfüllung draußen und drinnen Erholung und Aufheiternng zu bieten. Daß in einer solchen Zeit nur das Beste gut genug ist, bewähren die „Fliegenden Blätter“ wie in dem reichen humoristischen Teil so auch in den Beiträgen patriotischen Inhalts. Harmlose, nie verlesende Laine, trefflichere Zeitniture, echte und tiefe Poesie vereinen sich im Wort und Bild, in Vers und Prosa zu einem beizeren und schönen Ganzen, so daß die Wochennummern der „Fliegenden Blätter“ den Feldgrauen in allen Decrestellen wie den Tabeim-gebliebenen heiz eine frohbegrüßte, willkommene Gabe sind. Preis für das Vierteljahr (13 Nummern) 4 Mark.

— Die Schaubühne, Wochenchrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 51 ihres dreizehnten Jahrgangs: Gräber-Salut, von Germanicus, Rathenau und die Maifestaufe, von Fritz Harold Sohn, Troski, von Franz Rudolph, Zum Problem der Demokratisierung, III, von Moritz Goldstein, Hendebrand, von Erbe, Ernst Barlach, Bildhauer und Dichter, von Dora Bentzler, Ergebnisse, von Alfred Grünwald, Wochenbeute von S. J. 30904 von Alfred Polgar, B. E. G. Antworten.

— Sven Hedén, „Bagdad-Babylon-Ninive“, 165 Seiten, 26 Abbildungen (16 Photographien, 10 Zeichnungen Hedéns), Feldpostausgabe 1 Mark, Leipzig, F. A. Brockhaus.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Gefüllte Äpfel. Man schält ganze Äpfel, alle von einer Sorte, und höhlt das Kernhaus aus. Die Höhlung füllt man mit Johannisbeergelee oder Morinthen oder Rosinen, die man gut zudert. Man legt die Äpfel in einen Kochtopf und gießt etwas Wasser sowie den Saft der ausgekochten Apfelschalen dazu. Sind die Äpfel weich, dann füllt man sie in eine tiefe Schüssel. Den Saft kocht man mit jowiel Sago auf, daß die Masse dickflüssig wird. Sie wird nach Zuder abgeschmeckt und über die Äpfel gegossen. Kalt oder warm zu reichen.

Kartoffelspeise für 8 Personen. 4 Pfund mehlig, am Tage vorher in der Schale gekochte Kartoffeln werden gerieben, mit einem Bächchen Ei-Ertrag, den man in zwei Eßlöffel Milch oder Wasser aufgelöst hat, 3 Eßlöffel Mehl oder gemahlene Graupen, ¼ Pfund Zuder, 10 Gramm Salz, gut vermischt. Der Teig wird 1 Zentimeter hart ausgerollt. Eine Springform wird mit Fett ausgestrichen. Zunächst kommt nun eine Lage Teig auf den Boden der Form, dann eine in Scheiben geschnittene Lage Äpfel oder anderes Obst, dann Teig u. s. f. Zuletzt Teig. Jetzt bestreicht man die Oberfläche mit einer kalten, weisangerührten Vanillestunde und läßt das Ganze etwa 25 Minuten im Backofen backen.

Schwarzwurzel mit Mößen. Die geruzten Schwarz-wurzeln werden in etwas Salzwasser gargekocht, mit dem Saftum-löffel herausgenommen und warm gehalten. Ein Teil der Brühe stellt man zur Tische zurück, im anderen Teil kocht man kleine Mehlklöße. Man bereitet solche aus Mehl, Fett, Magermilch Ei-Ertrag und etwas Salz und rührt sie mit dem Eßel ab. Die Tische bereitet man aus einer heißen Mehlbreunne, Zitronensaft, Zuder und geriebener Muskatnuß.

Vegetarische Sülze. ½ Pfund Tomaten, 3 Mohrrüben, 2 Salzgurken, 1 Zwiebel, 2 rote Rüben, 1 Kresse Sellerie, 6 Pfefferkörner, Essig und Salz nach Geschmack, 3 Brühwürfel, ¼ Liter Wasser und 12 Blatt Gelatine. In ¼ Liter Wasser gibt man die Pfefferkörner und kocht darin die Mohrrüben und Sellerie-scheiben gar. Man schneidet unterdessen die Zwiebel, Gurken und rote Rüben in grobe Würfel. Sind die Mohrrüben und Sellerie gar, so löst man die Brühwürfel auf, kocht nach Essig und Salz ab und löst die Gelatine in der Brühe auf. Man gibt man sämtliche Gemüswürfel hinein und rührt das Tomatenmark durch Siebt alles in Schalen und läßt es erstarren. Es ist eine gute Beilage zu Kartoffeln.

Merkrätzel.

Knaben — Verdeck — Fechter — Brust —
Prediger — Mariächen — Lichter

Von jedem Wort sind zwei nebeneinander stehende Buchstaben zu merken. Diese Aufgabenpaare müssen im Zusammenhang etwas bezeichnen, das mit den Volksgebräuchen am Weihnachtsfeste innig zusammenhängt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.

(Edel, Vers, Kant.) — Advent.